



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarhistorische Rundschau. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß Humboldts Art nicht allgemein wird und dadurch den Staat und den Fortschritt gefährdet, ist in Europa hinlänglich gesorgt (Inden und Türken erscheinen in ihrem pflanzenhaften Selbstgenügen der humboldtischen Art verwandt, nur daß sich ihr Geist nicht mit Wissen anfüllt, sondern leer bleibt) durch unruhigen Tätigkeitsdrang und vielgestaltige rege Selbstsucht. Eine der häufigsten und wirksamsten Gestalten ist der Ehrgeiz, die Sucht sich auszuzeichnen. Humboldt ist auch von Schriftstellerehrgeiz frei gewesen.

An Schriften, die von Größen der Humanitätsperiode handeln, sind uns u. a. noch zugegangen: Friedrich Heinrich Jacobi, eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Weltproblems von Dr. Friedrich Alfred Schmid, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1908, und: Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Genese der historischen Weltanschauung von Dr. F. Lederbogen, Königl. Seminarlehrer in Weißenfels. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1908.

Carl Jentsch



Literarhistorische Rundschau

Don Heinrich Spiero

1



Unter den literarhistorischen Erscheinungen der letzten Monate steht der lange erwartete zweite Band von Karl Bergers großer Schillerbiographie obenan (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Nicht nur, daß endlich, nach so viel unvollendeten Darstellungen, ein großes, umfassendes Werk über Schiller glücklich zu Ende gediehen ist, macht diese Erscheinung erfreulich, sondern vor allem doch die durch den ersten Band geweckte und durch den zweiten bestätigte Überzeugung, daß uns hier endlich die große, mit voller Beherrschung des Materials geschaffne vollstümliche Biographie Schillers beschert worden ist. Bergers klarer, ungesuchter, redlicher Stil macht die Lektüre des Werkes auch in den schwierigsten Teilen, wie der Darstellung von Schillers Philosophie, leicht, ohne doch irgendwie in zu weitem Entgegenkommen das hohe Niveau zu verlassen, auf dem die Schilderung daheim ist. Der Biograph stellt immer seinen Helden in den Mittelpunkt der Dinge, und es erfordert neben andern Eigenschaften vor allem Takt, trotzdem die Gestalt richtig ein- und, wenn es sein muß, auch einmal unterzuordnen. Das ist Berger vollauf geglückt. Der Anfang des zweiten Bandes zeigt Schiller ja in den mannigfachsten Schicksalsverflechtungen zum Lengefeldschen Kreis, bald wieder im Zusammenhang mit Körner und den Seinen, inmitten der alten schwäbischen Freunde und bei den Eltern und dann endlich in dem nach langem Harren gewonnenen Bündnis mit Goethe. Das alles wächst natürlich vor uns auf, in lückenloser Entwicklung, ohne

Grenzboten II 1909

49

Sprung und dennoch ohne jede Langeweile. Denn das scheint mir einer der größten Vorzüge von Bergers Werk zu sein, daß es sich gerade auch für den Kenner spannend liest, ja daß, wie ich es in meiner Besprechung des ersten Bandes gesagt habe, manches Kapitel wie das eines feinen Romans wirkt. Die nirgends verschönernde, ganz wahrhaftige, psychologisch ungemein zarte Zergliederung des eigentümlichen Verhältnisses, in dem Schiller zunächst zu den beiden Lengfeldschen Töchtern stand, ist ein solches Meisterstück Bergers und ebenso die Darstellung des langsamen Näherkommens Goethes. Ganz vortrefflich dann etwa das Kapitel „Besuch der Heimat“, wo das Wiederaufleben der alten Eindrücke, die Aufnahme fallengelassener Fäden erzählt wird, die Schilderung des Verhältnisses zu Wilhelm von Humboldt und, ein kleines Kabinetstück, der alte Vater Schiller im Verhältnis zu dem nun berühmten Sohne und in seiner letzten Tätigkeit vor dem Tode. Daß in der ästhetischen Würdigung, in der Zergliederung der Werke, die insbesondre auch den „Demetrius“ aufs stärkste durchdringt und durcharbeitet, immer wieder Schiller der Lebendige hervortreten würde, wußten wir bei Karl Berger von vornherein. Das Werk ist nach vielen Richtungen hin ein Abschluß, eine schöne Frucht der Liebe und eine dauerhafte Gabe der letzten Jahre, in denen durch das Schillerfest von 1905 Schillers Wesen und Werke den Deutschen so vielfältig wieder vorgeführt worden sind. Die in der Vorrede ausgesprochene Überzeugung, daß das Fest selbst viel mehr als ein großer Subiläumstrauch gewesen sei, vermag ich freilich nicht zu teilen. Schiller ist uns ja auch vorher nicht verloren gewesen; daß er uns aber in jedem Sinne schon ganz gewonnen sei, glaube ich nicht, und eine wirklich nachhaltige Wirkung jener Subiläumstage vermag ich nicht festzustellen.

Mit einem ganz anders gearteten Werk von schwer zu überschätzendem Wert stellt sich Albert Ludwig neben Berger: „Schiller und die deutsche Nachwelt. Von der Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909). Nun endlich haben wir die Darstellung des großen Prozesses, den Schiller vor dem Forum der Nachwelt durchzufechten gehabt hat. Mit höchster Lebendigkeit führt Ludwig durch das schier unübersehbare Material von Schillers letzten Lebensjahren bis in unsre Tage hinein. Manche seltsame Blüte des Parteigeistes und des Unverständes tritt da wieder ans Licht, manches Wort wird vielleicht zu wichtig genommen, wie etwa eine Kritik Emil Mauerhofs aus der „Gesellschaft“. Aber soweit insbesondre die Erinnerung der Mitlebenden reicht, ist doch alles richtig und klar dargestellt. Daß der selbst im Schuldienst stehende Verfasser der Schule nicht allzuviel Sünden an der Mißliebigkeit Schillers bei den Abiturienten der achtziger und neunziger Jahre zuschieben will, ist verständlich, wenn auch vielleicht gerade in diesem Punkte, wie gegenüber den antiken Klassikern, die so weit übers Ziel schießende Bekämpfung des alten Gymnasiums nicht unberechtigt war. Die immer wiederholte Durchnahme der

wichtigsten Dramen und Romanzen Schillers in den oberen Klassen hat sehr viel dazu beigetragen, Schiller vor allem in den Ruf eines ausschließlich oder fast ausschließlich für die Jugend bestimmten Dichters zu bringen, und der sehr viel buntere deutsche Lehrplan der oberen Klassen der heutigen höhern Schulen ist schon deshalb dankbar zu begrüßen, weil er diese Wirkung verhindert. Hoffentlich setzt Ludwig sein Werk fort und gibt uns in etwa zehnjährigen Abschnitten wieder zusammenfassende Nachricht über den Stand der Frage, wobei denn gerade das dauernde Bestehn des Problems am besten für Schillers Lebenskraft zeugen wird.

Die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Adolf Bartels (Leipzig, Eduard Wenarijus) ist nun in fünfter und sechster Auflage erschienen. Das Werk hat sich also bewährt und zeigt auch jetzt wieder seine alten Vorzüge, zu denen schon einer seiner ersten Beurteiler, Max Koch, mit Recht ihre Lebhaftigkeit und die Eigenart der Darstellung zählte. Es war ein sehr glücklicher Gedanke von Bartels, dem neunzehnten Jahrhundert den breitesten Raum zu gewähren, ihm allein von den Ausgängen der Romantik bis in die Gegenwart den ganzen zweiten Band. Nur so konnte deutlich werden, wie viel reicher unsre Dichtung seitdem geworden ist, nur so konnte ein für weite Volkskreise bestimmtes Werk wirklich Liebe zur Literatur schaffen, indem es die Aufmerksamkeit vor allem auf das lenkte, was jeder heute noch ganz besitzen kann, und aus den Schätzen, die vor unsrer klassischen Periode liegen, das heraus hob, was wirklich Lebenswert und nicht nur literarischen Wert hat. So auch konnte Bartels, was sein wissenschaftliches Hauptverdienst ist, die zweite Blüteperiode der neuern deutschen Dichtung gründlich und umfassend darstellen, das silberne Zeitalter, das er zuerst an dieser Stelle herausgehoben hat, und dessen richtige Schätzung seitdem zum Gemeinbesitz unsrer Literaturgeschichte geworden ist; findet man doch den Ausdruck sogar schon (bei Wilhelm von Polenz) in der Poesie. Auf Adolf Sterns einzelnen Arbeiten über die großen Poeten jenes Zeitraums, der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts vornehmlich, weiterbauend, hat Bartels zuerst diese früher oft unfruchtbar geschoitne Periode als eine von kräftigstem, eigenartigem Leben erfüllte und bei aller Stärke der einzelnen Individualitäten einheitliche dargestellt — besseres als bei ihm ist im Rahmen eines solchen Wertes über Alexis, Sealsfield, Gotthelf, Groth und manchen andern nicht geschrieben worden. Und überhaupt hat sich die anfangs mit Bedenken aufgenommene Gliederung des Stoffes in eine allgemeine Darstellung der einzelnen Perioden und selbständige, aber auf den Hintergrund der Gesamtdarstellung aufgetragne Charakteristiken der hervorragendsten Dichter durchaus bewährt. Sie erleichtert den Überblick, gibt zunächst in der Übersicht die Möglichkeit großer Geschlossenheit und beengt doch den Historiker nicht in der durchaus notwendigen, breiten Ausführung über die bedeutendsten Charaktere, unter denen ich freilich noch diesen oder jenen, zum Beispiel Moriz von Strachwitz, vermissen. Neu hinzugekommen sind in

dieser Auflage verdienstermaßen Hans Hoffmann, Carl Spitteler, Richard Dehmel und Fritz Stavenhagen; aber warum Bartels aus den neuern Dichterinnen gerade Helene Böhlau auswählt, ist mir vollkommen unverständlich geblieben. Bei aller Achtung vor ihrem „Rangierbahnhof“ und den weimarischen Geschichten muß doch gesagt werden, daß sie nichts geschaffen hat, was an poetischem Wert an die besten Gedichte von Agnes Miegel und Isolde Kurz, an den „Ludolf Ursleu“ von Ricarda Huch, an „Jesse und Maria“ von Enrica von Handel-Mazetti, an die „Wacht am Rhein“ von Clara Viebig heranreichte. Überdies ist Helene Böhlau in den letzten Jahren in einem Grade präziös geworden, der ihr „Haus zur Flamm“ kaum noch genießbar macht, und an Zeitbedeutung steht sie nicht höher als Gabriele Reuter, deren bestes Werk „Das Tränenhaus“, das ich jüngst hier besprochen habe, allerdings erst mit der neuen Auflage von Bartels Werk erschienen ist. Ich meine, solange einer Erzählerin vom Range der Luise von François die besondere Charakteristik noch versagt ist, durfte Bartels sie Helene Böhlau nicht gewähren, und ich habe das Gefühl, als ob er diesen Mißgriff getan hätte, weil er überhaupt keine ruhige Stellung zu der neuern Frauenbewegung hat — das beweist auch seine durchaus unrichtige Charakteristik von Ilse Frapan, die übrigens, wie Bartels dem „Literarischen Echo“, zehnter Jahrgang, entnehmen und auch sonst in Erfahrung bringen konnte, in der Tat hugenottischer und nicht jüdischer Abkunft war.

Die Schwächen von Bartels Buch liegen nach meinem Dafürhalten vor allem an zwei Stellen: erstens in seiner Beurteilung Schillers; diese stieß von vornherein auf starke Opposition, die auch nach den Erläuterungen, die er seinen Worten etwa im Marbacher Schillerbuch 1905 zuteil werden ließ, ungeschwächt bestehn bleiben muß und bestehn bleibt. Ich weiß sehr gut, daß Bartels kein „Schillerhasser“ ist, diese Spielart ist ja wohl überhaupt wieder überwunden, aber er wird, vor allem unter dem Einfluß Hebbels, Schiller keineswegs gerecht. Wie schwach seine Stellung hier ist, ergibt sich auch daraus, daß er mehrmals eine kaum vorhandne Verachtung moderner Kreise gegen Goethe tadelt (ich habe immer nur hier und da ein dummes, geradezu philisterhaftes Prahlen mit Goethe gefunden), während er gegen die maßlose Schillerverachtung, die lange im Schwange war, nicht die richtige Schärfe hat. Die Stelle über den „Wallenstein“, die er Hebbel entnimmt, ist durchaus richtig und wirklich im wesentlichen unwiderlegbar, soweit sie sich in allgemeinen ästhetischen Anschauungen über die Aufgabe der dramatischen Kunst bewegt — sie paßt nur nicht auf Schiller und am wenigsten auf den „Wallenstein“, dessen außerordentlichen Realismus Bartels mit Hebbel nicht erkennt. Sie paßt auch nicht auf die spätern Schillerschen Dramen. Und wenn Bartels da fragt: „Wer erträgt noch eine »Jungfrau von Orleans«, die nicht naiv, sondern sentimental ist, die anstatt in schlichten Urtönen in schwungvoller Rhetorik ihre Seele offenbart und, anstatt ihre rührende kindliche Unschuld in einem

Zauberprozeß um so leuchtender zu bezeugen, zu einem letzten großen Theatercoup gemißbraucht wird?“ — so erwidere ich darauf, daß ich sie sehr wohl ertrage, weil ich, ohne das rhetorische Element der Schillerschen Poesie zu übersehen, gerade die kindliche Innerlichkeit durchaus in ihr finde und mich nicht dadurch täuschen lasse, daß unzulängliche, ob auch berühmte Darstellerinnen Schillers Johanna bisher fast immer falsch aufgefaßt und gespielt haben. Ich stelle mich da neben und unter so im besten Sinne moderne Geister wie Karl Berger und Alfred von Berger, und ich verweise, da ich hier nicht ausführlich genug sein kann, auf das ästhetische Meisterbuch über Schiller, Eugen Kühnemanns Werk (München, C. F. Beck), das über diese Seite der Schillerschen Dramatik wohl das Beste bringt. Dabei bin ich durchaus der Ansicht von Adolf Bartels, daß die Wege des heutigen Dramas nicht in der Nachfolge Schillers zu begehren sind, daß der größte Genius seit ihm, Hebbel, da Führer ist und sein muß; aber ich leugne, daß das an Schiller liegt, es liegt an uns, es liegt in der ganzen Entwicklung des deutschen Wesens, das sich heute überhaupt nicht dramatisch, sondern einstweilen nur episch restlos ausdrückt. Aber ich finde in Schiller alle die Elemente, die das deutsche Drama tragen können, wenn wir einmal in fünfzig oder hundert Jahren das große, weltpolitische Kultur- und Kolonialvolk sein werden, zu dem wir uns jetzt doch erst zu entwickeln beginnen. Schiller war — da hat Bartels recht — mit seinem Heimatboden nicht verknüpft, und wenn Bischer den echten Schwaben in ihm sehen wollte, so ist das neben dem Ausdruck eines starken, fast oppositionellen Provinzial- und Stammesstolzes doch eine Feststellung, die sehr mit einem Körne Salz zu nehmen ist. Aber gerade dies Negative ist vielleicht für eine Zukunft, die heute erst geahnt werden kann, das Positive. Denn Schiller war, wenn schon kein Schwabe, so doch durch und durch ein Deutscher und hatte deutsche Eigenschaften, die sich in keinem andern jemals wieder so zusammengefunden haben: die Fähigkeit, die Realität in einer Ganzheit zu erschauen, und zwar mit einer Sicherheit, die in mehr als einem Falle spätere Historiker bewundern mußten, da sie fanden, daß sich die Vergangenheit in der Tat archivalisch und diplomatisch so feststellen ließ, wie sie Schiller über die Historie seiner Zeit hinaus als Dichter aufbaute. Dann war Schiller Weltblick in jenem Sinne eigen, wie ihn später Bismarck bewährte, eine Eigenschaft, die niemand mehr an ihm bewundert hat als Goethe, der sie an sich selbst vermißte. Endlich hatte er jenen alle Höhen ersteigenden, wenn es sein muß, im Fluge erzwingenden Idealismus, der stückweise auch seitdem in manchem gelebt hat, der für die nationale Bewegung des ganzen neunzehnten Jahrhunderts deutend und nährend gewesen ist, der sich aber bei Schiller, was nie übersehen werden darf, ganz in Kunst, in greifbare, reale Werke umgesetzt hat. Daß sich diese Gaben einst auch wieder als vorbildlich erweisen werden, ist meine feste Überzeugung; wir sind Schiller nur noch nicht nachgewachsen und halten deshalb heute bei der Nachfolge Hebbels, der in all

seiner ehernen Größe und seiner poetischen und nationalen Bedeutung auch als Vater des Dramas Schiller niemals ersetzen kann; er und Kleist weisen — da hat Bartels recht — weiter in die Zukunft als Lessing, aber längst nicht so weit wie Schiller. Das sind nicht Phrasen, sondern es ist Erfahrung, die für mich immer wieder aus dem nur ganz andern (im Gegensatz zu Hebbel) Realismus des Schillerschen Wesens emporwächst — ich verweise wieder auf Kühnemann.

Der zweite große Fehler von Bartels Werk scheint mir, je öfter ich es lese, um so stärker, in der Darstellung der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu liegen. Er arbeitet da mit dem sehr gefährlichen Begriff der Decadence und will diese nicht nur bei den Dichtern feststellen, die nach dem Kriege von 1870 zuerst hervorgetreten sind, sondern er findet sie schon bei den jüngern Münchnern, die also in den sechziger Jahren reif wurden. Ich kann mir nicht helfen, aber Bartels verwechselt da einmal Stoff und Form, denn wie kann man einen so eigenartigen, immer aufwärts strebenden Gestalter wie Adolf Wilbrandt, dessen „Hermann Sfinger“ aus unsrer Romanliteratur gar nicht wegzudenken ist, hierherstellen, wie kann man Hans Hopfen anders bewerten als in erster Reihe nach seiner lange nicht genug bekannten Lyrik, und wenn man aus Wilhelm Jensen viel zu breiter Produktion das Bleibende herauschält, die warme, an Storm geschulte Lyrik, die kräftigen, historischen Romane, die zarten, natürlichen Novellen, so bleibt alles andre übrig als ein in Beziehung zur Decadence zu stellender Poet. Und vollends der allgemein weit unterschätzte, viel zu wenig gelesne Rudolf Lindau mit seinem spröden, norddeutschen Ton ist eine in ihrer Art vielfach Saar verwandte realistische Natur, nur ohne den lyrischen Klang des großen Österreichers. Diese vier hätten alle ihre eigne Charakteristik mindestens so gut verdient wie der vortreffliche Hans Hoffmann. Ich meine, wenn Bartels dieses achte Buch, das das am wenigsten organische von allen ist, gerade hierauf hin betrachtet, so wird er vielleicht zu der Erkenntnis kommen, daß mindestens die ersten, wenn nicht die ganzen sechziger Jahre mit den fünfzigern als Silbernes Zeitalter zusammen gehören, daß Keller nicht von Heyse, Freytag nicht von Geibel — beide verarbeiten zuerst noch jungdeutsche Reste —, Storm nicht von Saar getrennt werden sollte. Unnötig aufgeschwellt erscheint das Buch auch durch viel un-
verarbeitetes politisches Raisonnement, das sich sogar auf Aktualitäten (den Block, die Gulenburgprozesse) erstreckt und zum Nutzen des Ganzen künftighin wohl gestrichen werden könnte. Bedenklich erscheint mir ein Satz in der Charakteristik Richard Dehmels, zu dem Bartels überhaupt kein rechtes Verhältnis gewinnen kann; Bartels spricht da von Dehmels Menschlichkeit und stellt ihn gerade in dieser Hinsicht mit Lenau, „dem Geliebten der Sophie Löwenthal“, und Friedrich Schlegel zusammen. „Das Leben eines Dichters gehört erst nach dessen Tode dem Literarhistoriker, bis dahin darf dieser nur sozusagen öffentliche Tatsachen daraus benutzen, also weder den Klatsch, der sich etwa an diese Tatsachen

knüpft, verzeichnen, noch auf eigne Hand psychologische Forschungen von den Werken her anstellen.“ Diese wahrhaft goldnen Worte stehn am Anfang von Bartels Buch über Hauptmann — er hätte sie hier nicht vergessen sollen.

Dankenswert ist, daß Bartels jetzt jedem Buch ein letztes Kapitel „Die Fortwirkung“ angeschlossen hat, dessen Inhalt die Überschrift andeutet; er gibt darin vielfach die Vorarbeit für das Thema vom Durchdringen der Dichter, das er mit Recht für ein wichtiges und noch vielfach unangebautes Kapitel der Literaturgeschichte hält; Albert Ludwig hat ja nun den Weg für die praktische Durchführung gezeigt, und auch Arthur Sathems jüngst hier angezeigtes Hoffmannbuch gehört hierher.

Zugleich mit dieser neuen Ausgabe der Literaturgeschichte ist auch das „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur“ von Adolf Bartels (ebenfalls bei Eduard Avenarius in Leipzig) in neuer, zweiter Auflage erschienen; es hat sich somit durchaus bewährt und ist in der Tat für jeden, der den teuern Goedeke nicht zur Hand hat, ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden; zumal da Goedeke nicht bis auf die Gegenwart geht. Es stimmt nicht überall genau mit dem Hauptwerk überein, so finde ich in diesem zum Beispiel Jakob Julius David mit Recht ein Talent selbständiger Prägung genannt, keinen Eklektiker, während er im Handbuch unter den Eklektikern aufgeführt ist. Aber das sind Kleinigkeiten, wichtiger, daß einige Dichter fehlen, die man in einem solchen Werk sucht: ich nenne unter denen, deren Aufführung ich beim Gebrauch vermisse, Ernst Dohm, Friedrich Marx, Jeannot Emil von Grotthuß, Alfred von Berger, Fritz Mauthner, Gertrud Prellwitz. Sehr zu wünschen wäre, daß Bartels auch die Lebensdaten und die genaue Bibliographie der hervorragendsten Literarhistoriker brächte, auch so weit sie nicht zugleich Dichter sind.

Daß das allgemeine Interesse an großen literarhistorischen Darstellungen immer wächst, beweisen die vielen in den letzten Jahren hervorgetretenen Geschichten der deutschen Literatur, sei es für das neunzehnte Jahrhundert, sei es von den Anfängen bis in die Gegenwart. Das Werk von Alfred Biese „Deutsche Literaturgeschichte“ (München, C. H. Beck) ist mit dem zweiten Bande bis zu Mörike gediehn. Es wird im ganzen zu würdigen sein, wenn der dritte und letzte Teil vorliegt. Ein sehr lebendiges, vielfach ganz originelles und sehr handliches Werk hat Friedrich Kummer mit seiner „Deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen“ (Dresden, Carl Reißner) geschaffen. Es basiert in der Verteilung des Stoffes vielfach auf den Feststellungen von Bartels, gibt aber so etwas wie ein natürliches System, indem es die fünf Generationen allmählich emporkommen läßt, die das neunzehnte Jahrhundert beherrschten, und deren Beginn und Ausgang durch die Jahre 1798 (Jean Paul und Hölderlin), 1826 (Heine), 1850 (Heibel und die Münchner), 1865 (Spielhagen, Anzengruber) und 1884 (die moderne Generation) bezeichnet werden. Das Buch ist sehr anschaulich geschrieben, gibt zum größten Teil vortreffliche Inhaltsangaben, die sich erwünschterweise im Druck abheben,

so daß der Kenner sie, wenn er will, überlesen kann. Die wiederum ganz natürliche Einteilung jeder Generation in Vorläufer, Pfadfinder, führende Talente, Genies (sofern sie da sind), selbständige Talente ohne führende Bedeutung, abhängige Talente, Dichter des Übergangs zur nächsten Generation, Unterhaltungsschriftsteller, Industrieschriftsteller, wissenschaftliche Schriftsteller, ist überall gelungen, wenn man natürlich auch hier und da mit der Verteilung nicht einverstanden ist; so halte ich etwa Scheffel nicht für ein führendes, sondern für ein im wesentlichen abhängiges Talent, während ich Wilhelm Raabe nächst Hebbel für den stärksten Führer aus der dritten Generation halte, nur daß die führende Bedeutung erst hervortrat, als die fünfte Generation beinahe schon wieder abgewirtschaftet hatte. Denn das wird wohl gesagt sein müssen, daß wir im Grunde jetzt nicht mehr in der fünften, sondern schon wieder in einer sechsten Generation stehn, an deren Spitze dann, sie mit der fünften verbindend, für die Lyrik Dehmel zu stehn hätte. In der Charakteristik der einzelnen Dichter wird hier mit Bewußtsein das Wort Decadence vermieden, wenn auch der Begriff natürlich nicht ganz ausgeschaltet werden kann. Vortrefflich ist das immer noch schwierige Kapitel über Heine; andre Dichter, wie Alexis, sind unterschätzt, noch andre, wie etwa George, überschätzt und falsch eingeordnet — er gehört doch auch in die von Kummer vortrefflich umschriebne „Schlingpflanzentart der Ästhetikunst“. Im ganzen, auch in der Berücksichtigung ausländischer Einflüsse, ein überall sicheres Werk, das man auch jungen Menschen als Einführung in die Literatur gut und gern in die Hand geben kann. Nur eine kleine Bosheit kann ich mir nicht versagen: Kummer schreibt: „Carl Hauptmann hat bei Häckel Zoologie und bei Richard Avenarius Naturphilosophie studiert und eine streng wissenschaftliche Denkschule durchgemacht. Demungeachtet hat er feine, stimmungsvolle Dichtungen geschaffen.“ Was wohl Friedrich Theodor Vischer zu dem „demungeachtet“ sagen würde!

Nur mit dem neuesten Abschnitt unsrer Literatur beschäftigt sich ein Buch von Samuel Lublinski „Der Ausgang der Moderne“ (Dresden, Carl Reißner). Lublinski hat schon vor fünf Jahren über denselben Gegenstand ein Werk „Die Bilanz der Moderne“ geschrieben, und ich sehe nicht recht die Notwendigkeit zu dem zweiten ein. Damals forderte er und durchaus mit Recht „Heimatsgefühl in der Unendlichkeit“, also etwas, was der größte gegenwärtige Erzähler, der im besten Sinne moderne Wilhelm Raabe, durchaus hat, und nannte als letztes Ziel der Moderne „die seelische Reise der Gemütswucht“. Die Versuche des damals schon Mode gewordenen Hugo von Hofmannsthal, sein kleines Talent ins große Drama aufzurecken, hat Lublinski damals bereits energisch abgetan, und ich verstehe nicht recht, warum er diesmal Hofmannsthal und verwandte Erscheinungen wieder in breitester Ausführlichkeit vornimmt. Er sagt selbst: „Ihn preisen vorzugsweise jene sensiblen Artistennaturen, die im Literaturcafé wie im Salon die augenblicklichen Werturteile in Umlauf bringen, und dann noch jene kaum flügge gewordenen Autoren, die wie er werden möchten und sich als die

Kronprinzen in seinem Reich empfinden.“ Da diese Spezien mit der wirklichen Entwicklung unsrer Dichtung auch nicht das mindeste zu tun haben, sehe ich nicht ein, warum sich Lublinski lang und breit mit ihnen und dem, was sie bewundern, auseinandersetzt. Außerdem macht das starke Vorwiegen soziologischer Betrachtungen sein Werk ästhetisch häufig unzuverlässig. Er sieht in dem Emporstieg, den Spitteler's Kunst in den letzten Jahren bei den ernstesten Geistern erlebt hat, nicht die Erfüllung unsrer Wünsche nach einer großen Form, die uns das neue Drama nicht geschenkt hat, und fertigt diese Erfüllung mit einem „Vielleicht“ ab. Auch in Dehmel sieht er nur einen Abschluß oder einen Aufseher und behauptet gar, daß eine Diskussion über eine zukünftige Lyrik vorläufig eine Diskussion über die Lyrik von Stephan George bedeute. Freilich bleibt er uns die Antwort auf die Frage schuldig, wie es eigentlich über Stephan George noch eine Entwicklung geben soll, und ich wüßte nicht, wie man die beantworten könnte, da George durchaus in einer Sackgasse steht. Es ist selbstverständlich, daß bei alledem in dem Buch von Lublinski sehr viel Geist steckt und man aus mancher Ausführung etwas lernen kann, aber daß es uns weiterbringt, vermag ich nicht zuzugeben.



Dom thrakischen Meere

Von Carl Fredrich in Posen

5. Thasos

1



Am 12. Juni 1904 stand ich zum erstenmal auf dem Burgberg der alten Stadt Thasos — heute „Hafen“ (Limenas) genannt —, der einst die griechische Akropolis, dann das byzantinische Kastell trug; zwischen Fels und Fichten ragen seine Ruinen auf. Von Prokesch-Osten hat 1828 seiner Bewunderung für den Platz lebhaften Ausdruck gegeben: „Was der Burg ein höchst malerisches Aussehen gibt, sind die Vermischung der Jahrhunderte im Bau, der waldige Vor- und Hintergrund, die Fülle und Farbentöne der Bäume und Gesträuche, welche über und über die Ruinen bedecken. Feigenbäume, Lentisken, Johannesbrotbäume, Stecheichen, junge Fichten, Andrachnen, Agnus Castus usw. stehn in Türmen und Tor, brechen aus Schutt und Mauern und werden von Efeu und wildem Wein dicht und hoch überwunden. Durch dieses reiche, mannigfache und saftige Grün schaut der gelblich weiße, sanfte Ton der Marmors und glänzt der Schiefer, mit Glimmer besät.“ Westlich unter der Burg dehnt sich das Gebiet der alten Stadt, nach Süden hebt sich die Insel, im Norden und Osten schmiegt sich das dunkle Meer. Aus ihm steigt gen Osten majestätisch der Berg von Samothrake auf. Am 5. Juni hatte ich ihn verlassen, war aber nicht direkt nach Thasos, sondern, um eine Privatsammlung zu studieren, erst wieder nach Lemnos gefegelt. Es war die längste aller meiner Segelfahrten im thrakischen Meere geworden. Um neun Uhr früh waren wir abgefahren, es wurde Abend, und die flache Lemnos zeigte sich noch nicht; die Sterne

Grenzboten II 1909

50